

selbst unter den schwierigsten Zeitverhältnissen bemüht gewesen sei, „ein besseres Verständnis der Bibel zu gewinnen und sie durch Übersetzungen wie auf andern Wegen zu verbreiten“⁴³.

Stefan Georges „Vergottung“ des Edelmenschen Versuch einer Sinngebung aus katholischer Wertschau

Von Johann B. Schoemann S. J.

Vor dem Geist des Einzelmenschen wie ganzer Völker steht ein Menschenbild, dem sie leise huldigen, dem sie sich, ohne daß es ihnen klar bewußt wird, anzugleichen trachten. Das Menschenbild der abendländischen Völker hat sich in den letzten Jahrhunderten mehrmals gewandelt. Vielleicht darf man vereinfachend diese Wandlung so deuten: Die lutherische Lehre von der Allein-wirksamkeit Gottes und der gänzlichen Verderbtheit der menschlichen Natur trieb stolze Geister, die sich endlich mündig geworden dünkten, zu einem trotzigem Nein! Allein-wirksamkeit Gottes? Wir werden zeigen, was der Mensch ohne Gott allein aus eigener Kraft zu wirken vermag. Und sie drängten Gott immer weiter zurück in die Hintergründe des menschlichen Bewußtseins. Aber je kleiner Gott im Bewußtsein der Menschen wurde, desto kleiner, ärmer an Adel und Würde wurde auch das Menschenbild. Ja, als eine materialistische Zeit Gott ganz leugnen wollte, da mußte sie diesen „innerseelischen Vatermord“⁴¹ mit einem gewaltigen Schuldgefühl erkaufen. Sie konnte dieses Schuldgefühl nur dadurch verdrängen, daß sie wie zur Selbstbestrafung den Menschen zum Tier, ja unter das Tier erniedrigte. Immer weiter wanderte der Wertblick der abendländischen Menschheit fort von dem Adel des Menschen, bis der Edelmensch ihrem Gesichtskreis fast ganz entschwunden war. „Sie gaben ihr Erbteil für ein Mus, rannten in Lärm und wüster Gier des Lebens mit plumpem Tritt und rohem Finger, sie wurden zu gedunsenen Larven mit erloschenen Blicken“ („Siebenter Ring“). In diese Zeit tiefster Menschenerniedrigung wurde Stefan George hineingeboren, ein Dichter von feinstem Sinn für die Würde und Größe des Menschen, ein „Geist begierig nach Verehrung“. Er fühlte sich wie „ein Verstoßener in klammer Luft, und aus ihm drang ein solcher Schrei zu Sternen, daß Erde nicht noch Himmel ihn ertrug“ („Stern des Bundes“). Und Antwort kam; „wie ein Blitz, der traf, war das Ding, das in ihn kam zu seiner Stunde, ungreifbar und wirklich wie ein Keim“. Ein anderer beschreibt eine solche dichterische Eingebung: „Plötzlich, mit unsäglichlicher Sicherheit und Feinheit, wird etwas sichtbar, hörbar, ein Etwas, das einen im Tiefsten erschüttert und umwirft.“ So Nietzsche („Ecce homo“ 350); schon Nietzsche war ein neues Menschenbild erschienen, und er hatte, was er schaute, mit solcher Wucht in die Menschen „geschrieen, daß ihm die Kehle barst“ („Stern des Bundes“). Er fand

⁴³ So die Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche II 687 f.

⁴¹ Zu diesem Gedanken vgl. P. Landsberg, Einführung in die Philosophische Anthropologie (1934) 36.

keinen Widerhall. George aber schaute, kündete und fand Widerhall. Er entdeckte, was heimlich bereits durch Nietzsches Schrei im Wertgefühl der Zeit aufgewacht war. Er las in Menschenseelen, zog ein neues Menschenbild ans Licht und gab ihm in der Dichtung Gestalt und durch Dichtung Verwirklichung.

Zunächst müssen wir nun versuchen, das Menschenbild Georges nachzuzeichnen, und zwar möglichst genau, weil davon das Gelingen unserer Sinnggebung abhängt. Allzu leicht würde sich diese Aufgabe machen, wer nur solche Stellen seiner Dichtung zusammentrüge, in denen das Bild in strahlendem Glanze aufsteigt; auch „verflackte Schimmer und verborgene Ähnlungen“ sind aufzuspüren. Denn auch dort, wo das Bild in weiter Ferne und nur für einen Augenblick auftaucht, kann man ein inneres Verneigen des Dichters wahrnehmen².

Jugendliche Züge trägt dieses Menschenbild: Sieh, wie er schreitet: Ein Kind! Des Jünglings ist sein Wuchs und seine Wange; er ist ein Jüngling noch und trägt den Kranz, mit unbewußter Würde trägt er ein Kleinod, köstlicher als manches Königreich. Er ist die ganze Jugend, wie sie träumt; er ist die ganze Jugend, wie sie lacht. Er ist der Geist der heiligen Jugend unseres Volkes, geheimes Deutschland: Land, dem viel Verheißung noch innewohnt, Jungfrauen-Land, unbetretenes Gebiet, Wunder, das noch im schützenden Schlaf, wo noch kein Taster es spürt, in tiefinnerstem Schacht reichlicher Erde noch ruht. Kinder horchen seinem Lied und sitzen ihm oft zur Seite; Greise aber loben nur schielend seine Mannheit. Und die Menge lacht ihn aus und hält ihn für trunken, die Menge, die ziellos ist, kein Sinnbild schafft und kein Gedächtnis hat, der unbedachtsame Schwarm, der, was er gestern bejauchzt, heute zum Kehricht bestimmt, das stumpfe Volk, das sich jeder Fuchtel schmiegt, wenn es nur dürftig äst, in der Not wie das Getier der Wälder.

Unter solchen Menschen fühlt sich der Edelmensch als Fremdling. Er sondert sich darum mehr als ein Fürst, wie sich sondert des Sohnes ahnender Stolz von Geschwistern späterer Heirat, selbst unter freundlichen Spielen innerlich fern und versichert besseren Vaters; gram dem Spiel von Freund und Schwester sprengt er einsam hinaus in die freie Natur; er folgt nicht den Sitten der andern, die voll Argwohn auf ihn schielen. Diese Absonderung vom Gemeinen, dieser Adel ist ihm angeboren; er führt ihn nicht her von Schild und Krone; stammlos wächst er im Gewühle: Seltner Sprosse eignen Ranges. Ihm gab Geburt den Stab, um den andere streiten; man kann ihn küren, doch nicht schaffen. Er verliert seinen Adel auch nicht in rauen Mauern von Haft behindert. Seine Würde verbietet jedes Nahen vertraulicher Art; sein Sinn ist frei und stolz, gegen Unbill gefeit. Von früh auf schaut und meint er nicht wie andere und

² Diese Untersuchung gründet sich auf persönliche Deutung der Dichtungen des reifen George: „Siebenter Ring“, „Stern des Bundes“, „Das Neue Reich.“ Sie beschränkt sich auf diese, weil dort das Menschenbild am deutlichsten sichtbar wird. Die Nachzeichnung des Edelmenschen erfolgt, soweit es möglich ist, mit den Worten des Dichters. Das Anführen aller Belegstellen würde den Fluß der Rede zu oft unterbrechen; übrigens wird sie der Kundige selber leicht finden, und dem Unkundigen würden sie wenig dienen.

rührt nicht, woran sie rühren: Während die Höfe voll Betrieb sind und Menschen, deren Augen keinen Glanz haben, die Pferde durchtreiben mit Schrei'n und Waren aufladen, geht er und wirft sein Haupt empor und steht dann betend irgendwo am Abendtor; er entflieht auch dem frechen Jubel, und wo alles rufen will, schweigt sein Gruß; solcher Prunk wird ihm zum Ekel.

Er hat die Würde, die nie nach niederer Gabe tastet; ihn bedrückt nicht die Fron der emsigen Not, nicht die Sorge, zu kräthern, wo schon ein anderer krämert, er kennt nicht die feile Nutzsucht, die bequem veratmen will. Schätze, die den andern vor allem gelten, sind ihm Schutt; Edelsteine, kostbar wie Fracht von hundert Schiffen, Spange und Reif vom Werte ganzer Länderbreiten stößt er mit nacktem Fuß übers Riff hinab zum Meer; was ihm als Beute fiel im Kampf, rinnt achtlos aus den Händen des Vergeuders. Hoheit, Weihe und Anmut geht ihm über Schlachtenvorteil, Gleichheit von allen und ihr breitstes Glück. So erweist er sich als der Edle, der nur solche Werte zu verwirklichen sucht, die ungemein sind. Sein Sinn, auf das Hohe gerichtet, ist allem Niedrigen abgewandt, auch wenn es vielleicht sittlich gut ist.

Ja, das „Böse“ ist ihm wertvoll, wenn es un-gemein, wenn es adelig ist: Zorn, der auf Lasse, Niedere und Verruchte in Form von Erz gerinnt; Verachtung, die von sich speit, was mürb und feig und lau; Härte, die selbst die Mutter von sich in ein Kloster verweist, weil im Palast die Frau der Herrschaft Untergang ist; Härte, die der fürbittenden jungen, schönen Fürstin Milde versagt, weil, was ihn heute umbiege, morgen ihn brechen könne. Ja, der Verbrecher, den man unter Verwünschung und dem Schrei der ganzen Stadt zum Tore schleppt, sieht, als man ihm den Hals in die Schlinge steckt, den Triumph voraus, daß er einst als Sieger in ihr Hirn dringt und in ihrem Samen wirkt als Held, auf den man Lieder singt. Endlich — dies ist die äußerste Grenze — der Schatten des Buhlknaben Manlius, der sich einst den Söldnern der Cäsaren preisgab, atmet kräftiger, ist adeliger als die heutigen lebendigen Gespenster, die gedunsenen Larven mit erloschenen Blicken. Dem Dichter, dessen Wertblick allein dem Edlen zugewandt ist, erscheint kein Ding, solange es noch webt im Kreis des Edlen, schnöd, solange es der Flamme Trabant ist, solange ihr Schein es noch erreicht, irrt es nie zu weit vom Ziel, wie es auch wandert und kreist. Hier werden zum ersten Mal die Grenzen eines Wertblicks deutlich sichtbar, der ganz gebannt ist vom Wert des Edlen.

Doch wir haben noch andere strahlendere Züge des edlen Menschenbildes zu betrachten, zuerst seine äußere Erscheinung. Antlitz und Wuchs weist den Echten aus. Bereits im Alter von sieben Jahren trägt er der Herrschaft Abbild, der Kürung Merkmal, schmückt ihn ungewußte Hoheit. An den Augen wahrer Glut ist er zu erkennen; sie haben nicht den feilen Blick der Sinne, nicht den rohen Blick der Spähe. Bekenner ist er mit all-offenem Blick, sein azurblaues Auge hell, noch ohne Schatten. Sein Blick leuchtet von Mut und Lust des Kampfes; sein erleuchtetes Auge sendet Freude. Sein Leib ist schlank und straff, geschmeidig, frank und schön, schlank und rein wie eine Flamme. Er ist den Besten gleich im

regen Spiel der Glieder. Eine neue Haltung und Gebärde ist ihm eigen, die Gebärde attischer Würde, die Gebärde der Griechen, die in Fleisch und in Erz Muster dem Menschtum geformt, es ist die holde Gebärde der Freude; sanft metallent ist sein Lachen; er bewegt sich leicht wie ein Kind, wie ein Vogel. Im Ruck seiner Arme liegt Zugriff und schneller Befehl. Kurz: Seine ganze äußere Erscheinung wirkt der Hoheit Schauer, der die Niederen weit von sich weist. Wenn er in Adel und Stolz dahinschreitet, nimmt ihn das Volk für den erstandenen Prinzen.

Im edlen Leib wird die adelige Seele sichtbar: Leib, Seele sind ja nur Worte wechselnder Wirklichkeit. Die edle Seele ist echter Begeisterung fähig. Sie ist nicht wie das Tier, das nicht gerührt wird vom himmlischen Wind, nicht dumpf und zäh; sie ist Rose; d. h.: innere jugendliche Inbrunst; sie muß zuinnerst glühn — gleichviel für wen. Sie weiß von frommem Geheiß, von der heimlichen Sprache der Blumen. Der kühne Geist des Edlen ist sein eigener Befehrer, wie ein Föhnwind reißt er ihn über seine Grenze. Er kennt das Glück der Hingabe in Dienst und aus Dankbarkeit: der Hingabe an den Führer, mit dem blinden Folgermut, der dient, nach Ziel und eigenem Heil nicht fragend; der schlicht von dannen geht, sobald er fürchtet, er taue minder, Dank und Sold verschmäht und ohne Ruhm ins Dunkel untertaucht. Er fühlt sich gebunden an den Führer, der allein das Ziel kennt; streng fügt er sich seinen Bräuchen, und wenn er sein dunkelstes Gebot nennt, ja, wenn er über seinen Leib herpflügte, niemals würde er ihn mahnen oder fragen. Treu dem Schwur, der ihn in Jünglingsjahren mit dem Freund verbunden, geht er mit ihm, der frank und stolz die Erde lassen will, um nicht zu verwesen im kommenden unsäglichen Zerfall; er geht mit ihm durchs dunkle Tor, sei's auch Schuld. (Wieder werden die Grenzen des auf das Edle eingegengten Wertblickes sichtbar.) Auch Hingabe aus Dankbarkeit eignet dem Edlen, Hingabe an den Erwecker, den Fürsprecher seines Werkes, der den Schrei des jungen Menschen vernahm, als Spruch und Rat von Freund und Lehrer ihn hilflos am Wege ließen. Darum verschreibt er sich ihm: „Sende mich von Pol zu Pol, deinen Feind laß mich erschlagen, nimm zu deinem Werk mein Blut! Du bist für mich mein Leben, mehr als Glück. Vernichte mich! Getilgt sei jeder Wunsch! Ich schmiege mich als Ton deinen Händen, nach deines Herzens Schlag stimm' ich mein Sinnen.“ Wie er jede Halbheit verachtet (kein schlimmerer Feind des Volkes als die Mitte), so kennt er auch keine Halbheit in der Hingabe. Er weiß: Wer den letzten Streit flieht, flieht auch den letzten Kranz. Seitdem er ganz sich gab, hat er sich ganz. Darum verschwendet er sich ganz an seinen Erwecker, bis kein Laut mehr in ihm pocht als der ihm gemäße. So wächst in ihm die Freude am Opfer, ja, sein ganzes Dasein ist ein Opfer. Denn Menschenwesen erhält sich nur dort, wo sich das dunkle Opfer wiederholt. Ihm sagt das Samenkorn: Jedes Ding ringt sich aus Dunst und Duster. Darum verdammt er nicht das Grausen, das ihn umfängt, ist nicht erschrocken über so viel Nacht; denn Nacht und Grausen sind die Mühen der notwendigen Trage. Ihm sagen die Bücher der Ahnen, die nicht trügen: Die erkoren sind zum höchsten Ziel, müssen

zuerst durch tiefste Öde ziehen. Erst dann erfüllt sich der Hohe, wenn er sich und allen sich zum Opfer gibt und dann die Tat (der andern) mit seinem Tod gebiert. So will er lernen die Kunst der stolz ertragenen Leiden. Darum wird er erzogen auf magerer Scholle, in karger Stille, geheim und schlicht wie eine Quelle. Dann aber drängt er in Mühe und Gefahr, sprengt einsam über Schluchten felsen-an und hebt aus der Geier Nester; er liebt das Bad in eisiger Quelle. Den Gegner fürchtet er nicht: Der versieht seinen Dienst im Gegenstoß, schärft die Waffen, spornt die Kräfte und bringt die nötigen Gifte. Zum Manne gereift, verschwört er menschlich Glück und fügt sich der Not des Wandertums, frei von Gut und Haus; Ort der Wiege, Heimat bleibt ein Märchenklang, Väter, Mütter sind nicht mehr: das schwerste Opfer; Verzicht auf die Geborgenheit in der Familie!

Das Gegenbild: Die andern aber, die Jugend, die sich mit weichen Klängen betäubt und mit Rosenketten überm Abgrund taumelt, ihm sind sie Sklaven. Das Leben ist diesen schwachen, leichten Seelen ein zierliches Spiel; sie trennen nicht Waffenspiel von wahren Siegen. Lustwandelnd schlürfen sie nur Süße: die Schwärmer aus Zwang, weil sie das Feste drückt. Der Edle haßt sie, weil sie sein hartes Tun zu einem süßen Spiel, zu einem eitlen Klang umschmelzen. Sein Schwert, seinen Schild, noch klebrig von Blut, klopfen sie an, daß es klorre; sein Geschloß, das er zum Verhängnis wählte, werfen sie ins Wasser, daß es tanzt und ringelt; die Früchte seiner Felder, für die er die Mühsal des langen Sommers auf sich nahm, gehn sie achtlos schütteln, um sich mit einer den satten Mund zu kühlen; die Fieberqualen seiner langen Nächte dienen ihnen, um sie in Ton und Lispeln zu verwehn; sein heilig Sehnen, daran er sich verzehrt, zerschellen sie in der Luft zu bunten Blasen. Darum sind ihm auch alle unechten Menschen zum Ekel: So der Fürst des Geziefers, der für alles, was selten und schwer ist, das Leichte schaffen will: Ein Ding aus Lehm, das wie Gold ist, wie Duft und Saft und Würze; der die Menschen die Kunst lehren will, ohne Roden und Säen und Bauen zu saugen gespeicherte Kräfte. So der Gaukler, der sich blind macht, damit er andere blende; dessen Feuer planlos raucht und nimmer wärmt und leuchtet. Noch eine andere Menschenart ist ihm fremd: die Gefühlsmenschen, deren Herz von Wut und Wahn verschlackt ist, von Gärung, Dunkelheit, Gespinst und Trubel; die in Sinnen Verstrickten, in Tönen Verströmten, klagend, weinend, schlaff aber beim Werk; sie sind aus dem Land der Träume und Töne³, Nebel und Trübe. Die Wirre des Dickichts und die üppige Blühe freut die Träumer im Zwielight, die ganz in Rosenpracht versinken. Fremd sind ihm endlich alle, die immer streifend und darum nie erfüllt sind, die dahinfahren im hitzigen Taumel, bang vor sich selbst; die Rast scheuen, wo sie sich allein fänden mit sich selbst. Sie sprengen des eigenen Willens Fesseln im rasenden Getobe; Sucht des Abenteuers reißt

³ Hier wird der Grund sichtbar für Georges Zurückhaltung gegenüber der Musik (vgl. S. Lepsius, St. George [Berlin 1935] 79) wie für das harte Urteil des George-Kreises über Hofmannsthal und R. M. Rilke (vgl. z. B. Fr. Wolters, St. George 286 ff. u. 508). Wiederum eine Grenze des auf das Edle eingeeengten Wertblickes.

sie auf das fernste Meer, auf die vielgesichtigen Wogen; die Welle treibt sie wechselnd mit dem Wunsch.

Doch darf man nicht wännen, der Edle achte die dunkleren Flammen im Busen gering. Sein Gefühl ist dem Wert der Fülle geöffnet. Geistig wach wie ein kühner Schwimmer späht er durch jede Muschel; er gewahrt aller Felder sel'tne Saat und fängt jeden holden Schimmer auf. Er hat ein dankerfülltes Wissen oder Ahnen von dem Wert auch des Dunklen: Unholde, nicht ganz gestaltete Kräfte, die tausend dunklen Samen, die Finsternis vergrub, kann man nutzen sich zur Belebung. Schemen von einem früheren ungebärdigen Feuer wirken als Schatten, da das Wesen wich; sie gelten ihrem Schöpfer nichts mehr, aber er entzündet sich noch an ihrem Odem. Doch die dunklen Flammen sind ein Verhängnis, solange man noch verworren west; darum hat der Edle die „große Nährerin“ stets befochten und bezwungen und ist nie verfahren nach ihrem Rechte. So steht in seiner Seele die ungeheure Waage im Gleichgewicht. Die Schwärmer und die Sehner sind in ihm befaßt, er aber nicht in ihnen; in ihm ist eines zugleich und anderes: Rausch und Helle, Helle und Dunkel; Helle, denn er ist auf dem Wege klarsten Scheins, wo er der Dinge lacht in kristallener Höh'; Dunkel, wenn er in Fluten gerissen wird, wo er schauert blind und trunken. In ihm ist ein Strömen, wenn sich sein Geist aus seinen Grenzen reißt; dann wieder schaut er aus nach einem festen Stern, wo ein Ruhen sei im Allgekreise. Dem Schmerz gibt er sein Maß und läßt den Schrei durch güldene Harfe sausen. Wissen, das Buch und Schule bringt, ist ihm ein Wissen; aber höchstes Wissen führt nur durch der Weihe Tor; ein Weiser ist nur, wer vom Gott aus weiß. In ihm vermählt sich endlich Spartas gebändigter Mut mit Joniens Süße.

So ist in ihm auch ein starkes Ehrgefühl verbunden mit feinfühlernder Achtung vor fremdem Wert und neidloser Ehrfurcht vor dem Höheren. Er ist froh seiner Einzigkeit, vor Fremden stolz. Ihn ergreift die Schmach von Stadt und Land, verheert durch falsche Führer, die Schmach der vielen Untergänge ohne Würde. Er hat ein solch empfindliches Ehrgefühl, daß ihm Verzeihung heischen und verzeihen ein Greuel ist. Brennende Scham auf der Stirn des Bruders hervorlocken, heißt ihm die Würde schänden; sühnen könne man nur durch stumme Tat; oder, wenn der Wahn so groß gewesen sei, daß man, aufgewacht, dem Licht nicht frank entgegensehen könne, so bleibe nur eines: sich ins Schwert stürzen wie Helden⁴. Wenn sein bester Krieger, Helfer aller Kämpfe, sein einziger Vertrauter, sich fangen ließ vom Geld oder von der Frauen seidnen Haaren und den Herrn hinterging, so bleibt dieser drei Tage stumm; dann ruft er ihn und spricht: „Dein Schmerz kann dich nicht sühnen, richte dich selbst, damit ich dich nicht richten muß!“ Der so Entlassene küßt seinem Henker die Hand und fällt alsbald durchs eigene Schwert. Wer aber sein Herz nie weggeworfen, benötigt nie der Erdenreue. Auch

⁴ Selbst bei N. Hartmann, der mit hellem Blick nach allen Werten ausschaut, finden sich die einem Christen, wenigstens einem katholischen Christen, unverständlichen Sätze: Wer den Schuldigen entschuldigt, entwürdigt ihn sittlich; Sehnsucht nach Erlösung ist ein Zeichen innern Bankrotts; Erlösung ist Preisgabe der Freiheit (Ethik² 321). Welches Mißverständnis der christlichen Erlösungslehre!

hier werden wiederum Grenzen einer Wertschau sichtbar, in deren Blickfeld nur der Wert des Edlen steht. Der Edle hat ein starkes Ehrgefühl, aber keinen Ehrgeiz. Seine Nächte füllt kein Wahn der Ehrsucht; er zieht in Kampf und Tod um keinen Namen. Kommt er zurück aus dem Krieg, so spricht er von seinen Heldentaten, vom verwegesten Ritt und von den gespanntesten Mühen, fast keusch wie von notwendigstem Dienst. Wenn sich dem Starken der Höhere zeigt, so wird er vollen Glücks sein Diener. Die Reife seines Führertums war nahe; da kam der Größere; der Verzicht droht sein Herz zu brechen; aber da sieht er auf ihn und wird stark und heil, verläßt schnell die Genossen, die ihm warnend den Arm pressen, eilt dem Größeren entgegen und ruft: Dein ist die Macht, befehl! Er sendet der Ehrfurcht Blick hinauf zum Haus des Großen; er schauert vor der wahren Majestät; ja, er beugt sich in Ehrfurcht vor dem eigenen Kind, das in der Fremde gereift ist, sein Eigentum und nun ihm doch unendlich fern. Er nennt sich endlich den demütigen Sklaven dessen, der da kommen wird im Morgenrot.

Der Edelmensch hat also ein lebendiges Wertgefühl für den Wert des Du, er ist nicht ichbefangen, er ist ein Liebender. So sehr will er nur leben für das Heil der andern, daß ihn die Frage beunruhigt, ob sein Lebensberuf der des Dichters sein könne, des Dichters, den man das beflügelte Kind heißt, das holde Träume tönt und Schönheit bringt ins tätige Getrieb; ob es nicht ein frevles Bemühen sei, nach Klängen zu suchen in einer Zeit, in der aus Übeln sich das Wetter braut und das Schicksal mit lauten Hammerschlägen pocht. Er beruhigt sich nur mit dem Gedanken, daß hohe Dichtung in stürzender Zeit sagt, was unwandelbar ist in der Ordnung der Sterne, und daß der Zeit kein Heiland, kein Retter wird, dem nicht um die Wiege zittert ein Heldengesang. Doch das neue Heil kommt nur aus neuer Liebe; Liebe aber ist nicht erlogene Brüderlei, die einem seichten Sumpfe gleicht. Liebe ist dem Geliebten ein Schirm, wo er sich gefährdet; sie nimmt den Streich entgegen, der ihm gilt; sie ist für jeden seiner Mängel Bürge. Dem Liebenden fallen die Lasten zu, die der Geliebte als zu schwer abwarf, und alle Tränen, die er weinen sollte und nicht weint. Liebe saugt aus dem Herzen des Genesenden alter Fieber zuckend Schwären, und schwarze Dünste von verwesten Träumen lodern auf im Brande dieser Liebe. Liebe waltet wie die Sonne und bricht den Bann des Finstern und Tollen; das Licht, das ihm erscheint, wärmt und klärt ihn. Liebe äußert sich kaum in Worten: In der Stunde des Beisammenseins kommt nur ein Lispeln aus ihrem Munde, doch der innere Raum ist voll Bewegung, da schlägt ein Herz und gibt reiche Kunde. Liebe muß sich bewähren in Gefahr, im Sturm lauf muß ganz ein Herz im andern zittern.

Sie ist schenkende Liebe, die ihr ganzes Blut hinströmt für die Geliebten, damit der Hauch der Liebe sie umschwebt und grüßt, sollte er auch bald verwehen. Liebe nennt kein Maß, Liebe zählen wäre Sünde. Sie verschwendet Schmuck und Schatz, die keiner dankt, und segnet, wenn sie selbst als Opfer brennt. Wenn sich durch das Nahn des Liebenden des andern Pfad zum Glück, den er nur kennt, verdunkelt, so reißt

der Liebende sich in Schmerzen weg, damit er ihn nicht wirre; damit kein Hauch sein holdes Spielen stört, bleibt er fern, und sein Gram spricht nur mit ihm. Doch wird der Schenkende nicht arm. Denn Liebe ist gegenseitiges Schenken. Der eine trank bei dem andern Mut, daß sein Geist nicht zerbräche; nun kommt er zu ihm zurück, geläutert und gesund; da nimmt sich der andere Kraft aus seinem Grund. Wer sich schenkt, empfindet sich nur mehr. In den Ring, den Liebe schließt, bricht durch die Runde neues Wesen vor und steigert jedes Einzelgliedes Wucht; aus diesem Liebesring holt sich jeder „Tempeleis“ (der zum höchsten Dienst Berufene) Kraft und schießt dann seine eigene, größere Kraft in alle und flutet so wieder rückwärts in den Kreis. In anderer Gestalt offenbart sich in dem Edlen die schenkende Liebe, wenn er zur Herrschaft, in anderer, wenn er zum Dienst berufen ist; anders, wenn er in Reife seine Gunst verleiht, anders, wenn er mit vollem Sturm der Jugend dem Gereiften naht. Doch ob er Lehrer ist oder Hörer, er weiß: „Dein rechter Lehrer bin ich, wenn ich liebe; mein rechter Hörer bist du, wenn du liebst.“

Aber diese Liebe ist nicht „Nächstenliebe“, sondern „Fernstenliebe“; sie richtet sich nicht auf den Nächsten, „den Geringsten der Brüder“, in dem Not und Elend das Menschtum erdrücken will, sie bejaht und begünstigt nicht alles und jedes fremde Wohlsein; ihr sind nicht alle Menschen gleich: Was dient Gleichheit von allen und ihr breitetes Glück, wenn Hoheit und Anmut stirbt! Sie schenkt sich den Starken, sie pflegt das Beste in den wenigen Besten. Sie sondert die Wenigen aus: die Schauenden und Glaubenden, die Edlen und Opferfähigen, und schließt sie zum Liebesring zusammen. Sie folgt mit Huld nur deren Schritten, die nach dem heiligen Bezirk geflüchtet sind, die im Tempel Opfer tun, und die, den Weg noch suchend, inbrünstig die Arme in den Abend strecken. Aller Rest ist Nacht und Nichts, ist die Menge, die blöde drunten trabt, das Getier, das sich im Moderdunste mästet; was soll da Rede vom Geiste, wo kein allgemeiner Trieb ist als der des Trogs. Der ganze Stamm der Lebenden, der hinfuhr durch lange Irrsal, wird vor seinen Götzen, die ihn in Staub und Niedrigkeit geworfen haben, immer weiter räuchern. Diesen allen bringt er in kalter, harter Unerbittlichkeit das Schwert. Aber dem jungen Geschlecht, das heranwuchs unangefochten von geilem Markt, das gestählt wurde im Banne der verruchten Jahre, ihm bringt er den Frieden.

Damit glaube ich genug getan zu haben in der Nachzeichnung des Edelmenschen, wie ihn George schaut⁵. Dem Dichter ward in der Tat das Bild eines werterfüllten Menschen „geoffenbart“. Aber an mehreren Stellen schon wurde die Aufmerksamkeit des Lesers auf die Enge eines Wertblickes gelenkt, der allein das Edle erblickt. Dies scheint allen Wiederentdeckern von Werten, die „einen Blick tun in neues Land“, zu widerfahren. Ihr geistiges Auge ist wie gebannt von dem strahlenden Glanz des neuentdeckten Wertes; mit ihren Gedanken ganz in ihm, sehen sie alle Dinge nur in seinem Licht. Nietzsches Wertblick wandte sich so

⁵ Wen es lockt, der mag damit vergleichen, wie N. Hartmann in seiner Ethik den Edelmenschen zeichnet: 355 ff.

einseitig dem Wert des Edlen zu, daß er wertblind wurde z. B. für den Wert der Nächstenliebe, wie heute maßgebende Wertphilosophie unumwunden zugibt⁶. Nicht anders scheint es George ergangen zu sein. Die bereits angedeuteten Grenzen seiner Wertschau seien noch nach zwei Richtungen hin verdeutlicht.

Man begegnet, wenn ich nicht irre, in der Dichtung des reifen George nirgendwo einem Verneigen des Dichters vor dem Wert der sittlichen Reinheit, vor dem Reinen, wie ihn z. B. Dostojewski gestaltet und feiert in dem Alexi der „Brüder Karamasow“, oder vielleicht noch deutlicher, weil es sich hier ohne allen Zweifel um einen Edelmenschen handelt, Jean Paul in dem jungen Albano des „Titan“, in dessen Brust die „grausige Sphinx noch schläft, an dem sich der Unreine (Roquairol) heiligt“. Vielleicht liegt der Grund für diesen Ausfall bei George in dem, was gleich zu sagen ist; jedenfalls von Dostojewski und Jean Paul läßt sich dies sicher nicht sagen.

Im Blickfeld der Georgischen Wertschau erscheint nämlich niemals der „Heilige“, nicht der „Heilige“ der „natürlichen Religion“⁷, den das Gefühl des Geschöpf-seins durchschauert, das Gefühl der gänzlichen Abhängigkeit von dem Schöpfer-Gott, der „Heilige“, der von einer Furcht eigner Art ergriffen in die Kniee sinkt und das „Heilig, heilig, heilig“ stammelt vor dem Begründer und Überwacher des Sittengesetzes, der „Heilige“, der erstarrt in Erstaunen über das „Ganz-andere“ des übermenschlichen, überweltlichen, überzeitlichen Gottes, der ihm dennoch so ganz nahe ist — noch viel weniger der „Heilige“ der christlichen Religion, der auch ein Übermensch ist, aber andern Ranges als der Übermensch Nietzsches oder der Edelmensch Georges, der „Heilige“, der hinübergelangen ist selbst über den Menschen, der alle Kräfte des Menschseins in sich überreich und harmonisch entfaltet hat, hinübergelangen aber nicht durch eigene Kraft, sondern durch Gottes Gnade hinübergetragen in eine ganz neue Seinsweise, der umgeboren ist in Christus und hineingewachsen in Christus, den Sohn des ewigen Vaters, der „Heilige“, wie ihn Dante, dem sich bekanntlich George nahe verwandt fühlte, geschaut und verwewigt hat. Nun steht zwar auch George ergeben vor dem „Rätsel“ von Schöpfer und Geschöpf; aber sein „Schöpfer“ ist nicht der Schöpfer-Gott des Christentums, sondern der Eros des Griechentums, die geistige Zeugungskraft; Schöpfer ist der geistig Große, der in geistiger Fülle lebt, die er überströmen läßt in den, der in „Notdurft“ ist, in den noch Unfertigen, Unreifen, aber Beweglichen, Empfänglichen: „Er mein Kind, ich meines Kindes Kind, Geschöpf nun eignen Sohnes.“ Wohl spricht auch George vom „Höchsten Gut“, aber es ist ein Schemen, wenn der Mensch vermürrt. Wohl beugt auch er sprachlos erschüttert das Knie, kauert im Staub vernichtet vor dem Furchtbaren der Höhn, fühlt sich

⁶ N. Hartmann a. a. O. 408 ff.

⁷ Vgl. W. Schmidt, Ursprung der Gottesidee VI (1935) 379 ff.: „Die Gestalt der ältesten Religion.“ Oben werden nur solche Bewegungen der religiösen Seele angeführt, die sich dichterisch leichter gestalten lassen; vgl. z. B. „Der Jagdhund des Himmels“ von Fr. Thompson, übersetzt von Th. Haecker (Innsbruck 1925).

zermalmt vor seiner Größe, wohl ist auch sein Geist „nach Anbetungen brünstig“, aber der Furchtbare, der Große, der Angebetete ist ein „vergotteter Mensch“, ein „Geschöpf“ des Dichters. Alessandro Pellegrini will in den letzten Gesängen Georges eine Angst hallen hören, eine Angst, die ergebene Demut werde, Bangen der Liebe nach dem kaum entschleierte Antlitz, das kein Menschenauge anblicken darf. Er spürt ein Sichbereiten des Dichters auf den Tod, den letzten Verzicht auf allen Stolz, den Verzicht sogar auf die prophetische Sendung, die letzte Erwartung⁸. Vielleicht denkt Pellegrini an die beiden „Lieder“: „Das Licht“ und „In stillste Ruh“ (Neues Reich 136 f.): „Wir wären Kinder, wollten wir dich fassen. — Da du allen leuchtest, süßes Licht.“ — „In stillste Ruh besonnenen Tags bricht jäh ein Blick, der unerahnten Schrecks die sichre Seele stört.“ Vielleicht deuten dunkel in diese Richtung auch die Stellen der früheren Gedichte, wo er das „Rätselhafte und Unfaßbare“ berührt. Aber trotzdem bleibt bestehen, was oben behauptet wurde: In der Dichtung Georges wird „der Heilige der natürlichen Religion“ nirgendwo deutlich sichtbar. Noch viel weniger der „Heilige“ der christlichen Religion. Wohl feiert auch George den Menschen, der „entstiegen der Nacht der Reinigung, sich vielgestaltig auswächst, neugestaltet, umgeboren, ganz gewandelt wird vom Geiste, in dem das Gottesantlitz langsam wächst, der sich in dem Gott vollendet, dessen Händen er sich schmiegt als Ton, nach dessen Herzensschlag er sein Sinnen stimmt, daß ihn sein Werk ihm leise ähnelt, sein Blick, sein Schritt ihm eingibt, wo er gehe; er trinkt mit seiner Farbe seine Träume und hilft den Laut ihm bilden, wenn er betet“. Auch singt George von der Schöpfung, die „schauert wie im Stand der Gnade“ und von solchen, die „in der Gnade zum Altare treten und brechen von dem Brot, daran noch jeder von dem Leid genas“. Aber so sehr der Dichter hier in christlichen Worten spricht, einen christlichen Sinn haben die Worte nicht; sie sind „eingemenschlicht“⁹.

Damit haben wir versucht, aus katholischer, d. h. allseitig, allen natürlichen wie übernatürlichen Werten geöffneter Schau die Grenzen eines Wertblicks sichtbar zu machen, der ganz gebannt ist auf den Wert des Edlen. Dennoch bleibt in dem Menschenbild Georges so viel des Wertvollen, daß wir nicht staunen, wenn ein Mensch und Dichter vom Range Georges dem Preis dieses „Denkbildes“ seine besten menschlichen und dichterischen Kräfte weiht. Wir staunen auch nicht darüber, daß der Dichter bis ins Innerste seiner Seele erschüttert wurde, als das längst geschaute Bild eines Tages „fleischwurde“, als der, den „er Tag und Nacht gesucht, all seines Traums Begehr“ plötzlich „schön wie kein Bild, greifbar wie kein Traum“ ihm entgegenkam, oder anders ausgedrückt: als der Wert des Edlen, in einem jungen Menschen verwirklicht, plötzlich vor ihm stand. Wir wollen nicht unweise nach dem Urbild fragen, der Dichter

⁸ „Stefan George“ (Berlin 1935) 39.

⁹ Diesen kühnen Ausdruck darf man vielleicht bilden nach dem Wort „Einweltlichung“, das Guardini in seinen Vorlesungen über Hölderlin in der Lessing-Hochschule Berlin (Febr. 1936) gebraucht hat, um etwas Verwandtes in der Dichtung Hölderlins auszudrücken.

selbst warnt davor z. B. in „Tagen und Taten“, wo er auf die „Beatrice“ Dantes und den „Freund“ Shakespeares hinweist. Die sichtbare Erscheinung des Edlen „wirkte im Blut des Dichters, sein Geist umfing ihn mit Entzücken; so ward er neu im Werk von Geist und Blut“, d. h. er wurde durch die geistige Zeugungskraft ganz und gar verwandelt, „vergottet“. Auch darüber staunen wir nicht, daß er diesen jungen Menschen mit den kühnsten Worten feiert. Hat doch auch Michelangelo den jungen Tommaso dei Cavalieri folgendermaßen besungen: „Dein Wille schließt den meinen völlig ein. Aus deinem Herzen all mein Sinnen sprießt. Aus deinem Atem meine Worte quellen. Mit den Flügeln unbeschwingt flieg ich. Dein Geist hebt stets mich zu des Himmels Höhe“ (Dichtungen 109, 19). Also darüber staunen wir nicht.

Über eines aber staunen wir: Einem Dichter, der aus katholischer Familie stammt, wird ein geschichtlicher Mensch zu einem „Gott“ in antikem Sinn, zu einem „Gott“, der auf einer Stufe steht mit Zeus und Wodan, Apollo und Dionysos, Baldur und — Christus¹⁰ (Neues Reich 34), zu einem „Gott“, von dem er voraussagt, es würden vor ihm „ein Tausendjahr (der Deutschen) Gebieter und Weise, nüchternste Sinne und trotzigste Nacken gefüge“ wie einst vor Christus, sie würden sich bekehren „zur wildesten Wundergeschichte und ein weiteres Tausendjahr knieen vor einem Knaben, den sie zum Gott erheben“ (ebd. 11). Der Dichter läßt alle seine starken religiösen, lange aufgestauten Kräfte ausströmen in Gebeten, mit denen er seinen „Gott“ anbetet oder anfleht, in Hymnen, in denen er ihn preist und verherrlicht. Dabei entnimmt¹¹ er oft Worte und Kultformen der katholischen Lehre und Liturgie, füllt sie aber selbstverständlich mit ganz neuem Inhalt, indem er sie „einemenschlicht“. Einige Beispiele wurden oben schon angeführt; weitere seien hinzugefügt: Freudige Botschaft (Evangelium), Künfttage (Advent), „Heilige Nacht“, „Fülle der Zeiten“, „Des Bundes Fülle“, „Er-lösung“, „Prophetenruf“, „Die Apostelgestalt“, „Zweifel der Jünger“, „Einverleibung“ (Kommunion), „Besuch“, „Entrückung“ (Ekstase), „Wallfahrt“, „Litanei“, „Gebet und Sühne“, „Schutzbild“; sie ließen sich leicht vermehren. Zwei besonders aufschlußreiche Beispiele seien etwas weiter ausgeführt: Im „Stern des Bundes“ (III, 7) berichtet er von einem „Gottesdienst“ und der Wirkung auf die Teilnehmer: „Zur Begehung (Gottesdienst) waret ihr an des Freundes Arm in geweihtes Haus geleitet; sprachlos erschüttert, im Kern ergriffen, beugtet ihr eure Kniee und gabet euch an ein All. Da brach die alte Not. — Euch ward ein Sinn.... Ihr richtet euch empor in Stolz und Freude, nicht nur am Haupt, am ganzen Leibe strahlend. Ein Herz voll

¹⁰ Auch Hölderlin hat Christus so gesehen; aber welch ein Wandel von Hölderlin zu George! Hölderlin war Christus doch noch der „Einzige“, etwas Besonderes, Heiliges neben den „weltlichen Männern“, an dem sein Herz noch hängt, wenn ihn auch seine dichterische Schau auf einer Stufe mit den andern sieht. Bei George spürt man nichts mehr von diesem „Herzensglauben“.

¹¹ Der George-Kreis verwirft diesen Ausdruck; nach ihm ist es ein Finden ähnlicher Worte bei ähnlicher religiöser Erfahrung. Darum kennen auch die Geschichtswerke aus dem George-Kreis den früher beliebten Schluß der Religionsgeschichte: „Gleiche Worte oder Formen, also Übernahme, also gleicher Gehalt“, nicht mehr.

Liebe drängt in alle Wesen, ein Herz voll Eifer strebt in jede Höhe. Und heilig nüchtern hebt der Taglauf an.“ Man könnte an einen Katholiken denken, der morgens in der heiligen Messe die heilige Kommunion empfing und dann „heilig nüchtern“ an sein Tagwerk ging. Doch welcher himmelweiter Unterschied! — Ein Gedicht aus dem „Neuen Reich“ ist geradezu gesättigt mit Stellen aus dem Evangelium: „Gespräch des Herrn mit dem römischen Hauptmann“: 1. Vers: „Ich weiß, Herr, daß du Worte des ewigen Lebens hast“ (Petrus zu Christus); 2. und 3. Vers: „Des eignen Hauses Kinder Brot zu brechen kamst, doch die gefallenen Krumen Fremden nicht verwehrst“ (die Kananäerin zu Christus); so geht es fort; aus den verschiedensten Begebenheiten sind die Worte entlehnt und zusammengefügt. Christliche Worte werden übernommen und im Schmelztiegel der neuen Religion umgeschmolzen zu einem neuen Gefäß für einen neuen Inhalt. Das sind die Tatsachen, über die wir staunen; sie sind uns wahrlich die „wildeste Wundergeschichte“.

Nun endlich der Versuch einer Sinngebung; sie kann kurz sein, weil sie verborgen bereits in den vorausgehenden Ausführungen enthalten ist. Drei Gedanken möchte ich zu bedenken geben. Der erste: Von katholischer Seite¹² hat man George sein eigenes Wort entgegengehalten: „Wer ein Richtiges sagt und irrt im Letzten, steckt im ärgsten Wahn“, er habe im Letzten geirrt, weil er „das Wesen der Religion vollständig verkannt habe“. Vielleicht antwortet darauf der George-Kreis: Das Wesen der Religion soll ein Dichter verkannt haben, in dessen Dichtungen wie in der kaum eines andern Religion „west“? Vielleicht antworten sie mit dem Dichter: „Hemmt uns! Untilgbar ist das Wort, das blüht. Hört uns! Nehmt an! Trotz eurer Gunst: Es blüht! — Übt an uns Mord, und weiter blüht, was blüht“ (Stern des Bundes). Dies ist die Sprache eines Unbeirraren, der einen Wert geschaut (Werte haben ein von allem Erdenken und Ersehnen unabhängiges Sein), eines Unbeirraren, der dieses Wertes verwandelnde und lebenbewegende Kraft an sich und andern erfahren hat; er weiß, daß er in diesem „Letzten“ nicht irrt. Vielleicht aber versteht man uns besser, wenn wir in der Sprache der neuesten Wertlehre sprechen: D. v. Hildebrand hat in einer umfangreichen Untersuchung, deren Ergebnissen auch N. Hartmann zustimmt¹³, gefunden, daß es für jeden Wert nur eine, seinem Wesen entsprechende Wertantwort gibt. Beispiele: Auf Georges Gedicht „Die hehre Harfe“ kann man unmöglich die Wertantwort geben: „hübsch!“; auf ein gut gebautes Motorrad unmöglich die Wertantwort: „hehr!“ Die Beziehung zwischen dem Gehalt der Wertantwort und dem des Wertes selbst ist wesensgesetzlich bestimmt, oder in der Sprache Georges ausgedrückt: ist ein „eherner Fug“. Nun entspricht aber dem Wert des Edlen, den George in der Tat neu entdeckt hat, wesensgesetzlich nicht die Antwort, die George gibt. Seine Antwort ist „nach ehernem Fug“ bezogen auf den Wert des „Heiligen“. Ein Mensch und Dichter von feinstem Sinn für Würde und Größe des

¹² Corn. Schröder O. F. M., Der Glaube Stefan Georges in kathol. Schau (Warendorf 1934) 68.

¹³ A. a. O. 255 f.

Menschen wurde in eine Zeit tiefster Menschentwürdigung hineingeboren. Durch die Anspannung seiner Kräfte im Gegenstoß gegen die Zeit schnellte sein Geist so hoch empor, daß sich ihm die Werthöhenordnung, die Wertrangordnung verschob. Und weil das „Heilige“ seinen Blicken fast ganz entschwunden war, verschwendete er seine reichen und starken religiösen Kräfte ganz auf eine Wertantwort an das Edle, die „nach ehernem Fug“ allein dem Wert des „Heiligen“ gebührt. Seine Antwort wirkt auf einen gläubigen Christen ungefähr so, wie es auf den George-Kreis wirken würde, wenn einer etwa auf G. Hauptmanns „Weber“ die gleiche Wertantwort geben wollte wie auf den „Schlußchor“ im „Stern des Bundes“.

Der zweite Gedanke: Denen, die George „bemessen und schelten“, könnte man ein Wort des Evangeliums entgegenhalten: „Wer von euch ohne Schuld ist, werfe den ersten Stein auf ihn“, wer von euch nichts hat von „der Blässe blasser Seelen“, wer sein Christentum immer groß gesehen und stark gelebt hat, wer sein edles Menschtum nie durch Philistertum verkümmern ließ, der werfe den ersten Stein auf ihn! Könnte nicht George, wie Plato (dem George-Kreis sind bekanntlich Plato und George zwei durchaus vergleichbare Größen) seine Sendung hatte an das junge Christentum, heute eine Sendung haben an müde und alt gewordene Christen?¹⁴ Und ein zweites Wort der Heiligen Schrift könnte man anführen: Der Weise sagt von denen, die ergötzt durch der Geschöpfe Schönheit, ihre Kraft und Wirksamkeit bewundern und sie für Götter halten: „Auf diesen liegt ein geringerer Tadel. Sie gehen ja vielleicht nur irre, weil sie den Herrn aufsuchen und auffinden wollen. Mit seinen Werken ganz beschäftigt, forschen sie und geben dem Anblick nach, weil das Geschaute prächtig ist. Doch sind sie nicht ganz frei von Schuld“ (Buch der Weisheit 13, 3 ff.). Allerdings spricht der Weise von Ungetauften, und George war getauft. Und dennoch, ist die Schuld derer nicht größer, die heute ihren Bauch oder ein lebloses Ding, den Mammon oder die Maschine, „vergotten“?

Endlich der dritte Gedanke: Denken wir uns Menschen, die sich üben in den von George geforderten und von seiner Dichtung geweckten Seelenhaltungen, die häufig innere und äußere Handlungen vollzogen, die den religiösen „analog“, d. h. zum Teil ähnlich, zum Teil ganz und gar unähnlich sind. Ich frage: Ist solcher Seelengrund nicht besser vorbereitet für den Samen des göttlichen Wortes als der steinige und trockene anderer? Sollten solche Menschen nicht, wenn ein anderer „Blitz“ in sie fährt, der Blitz der Gnade, wenn eine andere „Schau in neues Land“, ins Land des Glaubens ihnen zuteil wird, sollten sie nicht tiefere und adeligere Christen werden als andere, die von Trögen und Krippen zum Christentum kommen? Könnte so nicht durch göttliche Fügung und Gnade Georges Dichtung manchen werden, was das Griechentum dem Clemens von Alexandrien war, ein παιδαγωγὸς εἰς Χριστόν, ein Erzieher hin zu Christus?

¹⁴ R. Egenter sagt über solche Christen in seinem Büchlein: „Das Edle und der Christ“ (München 1935) beherzigenswerte Worte.